

Sind wir Opfer der Sprache?

Der Beitrag geht auf einen Vortrag vom 3. Januar 2021 beim SWR in Baden-Baden zurück. Der Vortragsstil wurde grundsätzlich auch für diese Veröffentlichung beibehalten, allerdings wurde sie überarbeitet und aktualisiert. Der Überblicksvortrag befasste sich aus Anlass aktueller Diskussionen in Deutschland mit dem Thema Framing, also der Frage, ob und wie sehr das Denken und möglicherweise das Handeln des Menschen sprachlich beeinflusst sind. Das Vortrag war cross-disziplinär angelegt und hatte eine Abwägung vor dem Hintergrund alter und neuer Forschungsergebnisse zum Ziel. Die Thematik wird zunächst in ihrer historischen Genese beschrieben und anschließend anhand empirisch erhobener psychologischer, anthropologischer und sozialwissenschaftlicher Daten diskutiert, aber auch anhand hermeneutisch analysierter Befunde aus der Literatur. Historisch liegt der Fragestellung die Vermutung zugrunde, dass eine Sprache durch ihre Lexik und auch durch ihren grammatischen Spezifitäten die Welterfahrung ihrer Sprecher prägt oder gar bestimmt. In diesem Zusammenhang wurde thematisiert, ob unterschiedliche Formulierungen desselben Inhalts das Verhalten des Adressaten beeinflussen und damit manipulieren können. Es wird gezeigt, dass dies in der Tat der Fall sein kann, Sprache also diesbezüglich sehr mächtig ist. Aber es wird auch deutlich, dass dies nicht unbegrenzt gültig ist, da umgekehrt die materielle Realität auch Auswirkungen darauf hat, was wir sprachlich ausdrücken müssen und können. Eine totalitäre Kontrolle durch Sprache kann allenfalls kurzfristig geschehen, ist auf Dauer aber unmöglich.

Schlüsselwörter: Framing, kognitive Linguistik

Are We Victims of our Languages?

The article is based on a lecture given 3 January 2021 at SWR in Baden-Baden. The presentation style was basically retained for this publication, but it was revised and updated. On the occasion of current discussions in Germany, the overview lecture dealt with the topic of framing, i.e. the question of whether and how much people's thinking and possibly actions are linguistically influenced. The lecture was designed to be cross-disciplinary and aimed at weighing up old and new research results. The topic is first described in its historical genesis and then discussed on the basis of empirically collected psychological, anthropological and social science data, but also on the basis of hermeneutically analyzed findings from literature. Historically, the question is based on the assumption that a language shapes or even determines the world experience of its speakers through its lexis and grammatical specificities. In this context, it was discussed whether different expressions of the same content can influence the addressees and thus manipulate them. It is shown that this can indeed be the case: Language can be very powerful in this regard. However, it also becomes clear that this is not valid indefinitely, since, conversely, material reality also has an impact on what we can and must express in and with our language(s). Totalitarian control through language can only happen for a short time, but is impossible in the long run.

Keywords: framing, cognitive linguistics

Author: Hans Giessen, Jan Kochanowski University in Kielce, ul. Świętokrzyska 21 D, 25-406 Kielce, Poland, hans.giessen@ujk.edu.pl / Saarland University, Campus A4 2, R. 2.13, 66123 Saarbrücken, Germany, e-mail: h.giessen@is.uni-sb.de

Received: 7.1.2021

Accepted: 1.2.2021

1. Einleitung

Es ist noch nicht lange her, als zu lesen war: Die ARD hat viel Geld für das Gutachten einer Framing-Spezialistin ausgegeben (Wehling 2019). Sie sollte helfen, die Verdienste des öffentlich-rechtlichen Rundfunks besser herauszustellen. Dies sollte geschehen, indem Begriffe, Wörter genutzt werden, die positive Konnotationen erzeugen. Die den öffentlich-rechtlichen Rundfunk in einen positiven Kontext stellen, und die verdeutlichen sollten, was dem kommerziellen Privatfunk fehlt.

Das Gutachten hat viel Aufsehen erregt. Einmal, ganz schön, deshalb, weil die ARD beziehungsweise die ARD-Anstalt Mitteldeutscher Rundfunk eben Geld dafür ausgegeben hat, Gebührengelder. Damit verbunden war gleich ein weiterer Aspekt: Handelt es sich nicht um Geld, das ausgegeben wurde, weil man manipulieren wollte?

Uns interessiert heute vor allem dieser Aspekt. Kann man denn wirklich erfolgreich manipulieren, indem man Wörter entsprechend einsetzt? Aber dieser Aspekt kann eigentlich nicht isoliert dastehen. Denn: Wenn Wörter wirklich so stark, so wirkungsmächtig sind, dass sie das Denken beeinflussen, vielleicht sogar prägen – darf dann gerade der öffentlich-rechtliche Rundfunk dieses Faktum nutzen, der ja Gebühren erhält, um ausgewogen zu berichten, um möglichst neutral alle wichtigen Informationen bereitzustellen, die es braucht, um gesellschaftliche Entwicklungen zu erfassen (und daraus Konsequenzen abzuleiten)? Darf er also manipulieren, und sei es **für eine gute Sache**? Man denkt sofort an das berühmte Zitat von Hanns-Joachim Friedrichs.

Die Antwort der Gutachterin Elisabeth Wehling war relativ simpel. Sie sagt sogar, dass es nicht anders gehe: Wörter prägten unser Denken. Dies geschehe in der Regel unbewusst, und weil das so ist, muss man Wörter, die Macht der Sprache, wenn möglich für eine gute Sache nutzen, nicht für Kommerz, Gewinnmaximierung, Partikularinteressen oder gar zur Diskriminierung und zur Zerstörung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Aber: Stimmt es überhaupt, dass die Sprache das Denken prägt? Und, wenn es denn so ist: Sind wir dann also nicht nur Opfer der Umstände, eventuell Opfer unserer Gene, sondern auch Opfer der Sprache?

2. Tatenarm und gedankenvoll? Wilhelm von Humboldt, Franz Boas und die Sapir-Whorf-Hypothese, eine übertriebene Aussage?

Die Vorstellung, dass die Sprache das Denken prägt, ist nicht neu. Schon früh gab es prominente Vordenker, die der Meinung waren, dass die Sprache das Denken (sogar) determiniert. Einer der bekanntesten, nicht nur in Deutschland, war Wilhelm von Humboldt – nicht der Forschungsreisende, sondern dessen Bruder, eben der Sprachwissenschaftler und Politiker, Botschafter in Rom beim Heiligen Stuhl und

später in Wien, und dazwischen Bildungsreformer in Berlin, der unter anderem für die Errichtung der Universität verantwortlich war, die heute nach ihm und seinem Bruder benannt ist. Wilhelm von Humboldt schrieb: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken“ (1836: 50). Dies bedeutet, dass jede Sprache jeweils eigene komplexe Eindrücke der Welt und damit auch eine jeweils eigene Gedankenwelt zulässt. Flessner fasst diese Kernthese Wilhelm von Humboldts pointiert zusammen: „Die Welt existiert in der Vorstellung des Menschen, in seinem Denken, ausschließlich in sprachlicher Gestalt und sie wird unter den Menschen ausschließlich in dieser Gestalt verhandelt“ (2010: 880). Was dies konkret bedeuten kann, soll ein weiteres Zitat Wilhelm von Humboldts verdeutlichen:

„Insofern aber die Sprache, indem sie bezeichnet, eigentlich schafft, dem unbestimmten Denken ein Gepräge verleiht, dringt der Geist, durch das Wirken mehrerer unterstützt, auch auf neuen Wegen in das Wesen der Dinge selbst ein. [...] Einige Nationen begnügen sich gleichsam mehr an dem Gemälde, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft, und suchen nur in sie mehr Licht, Zusammenhang und Ebenmaß zu bringen. Andre graben sich gleichsam mühseliger in den Gedanken ein, glauben nie genug in den Ausdruck legen zu können, ihn anpassend zu machen, und vernachlässigen darüber das in sich Vollendete der Form. Die Sprachen beider tragen dann das Gepräge davon an sich“ (1822/1905: 428).

Die Textpassage ist in vielerlei Hinsicht interessant. Die für Humboldt wohl wichtigste Nation, „die sich gleichsam mehr an dem Gemälde begnügt, das ihre Sprache ihnen von der Welt entwirft“, ist natürlich Frankreich – jene Nation, die Preußen besiegt hatte und die das Land beherrschte, bis ihr Kaiser (Napoléon) in Russland scheiterte. Es ist die alte Geschichte: Die Deutschen seien „tatenarm und gedankenvoll“, meinte schon Hölderlin; im tendenziellen Gegensatz zu den Franzosen. Ob das so stimmt? Und ob die Ursache, wenn es denn stimmt, in der Tat in den unterschiedlichen Sprachen liegt? Wilhelm von Humboldt war davon überzeugt. Er war der erste oder zumindest der bekannteste Denker in Deutschland, der prominent die These vertrat, dass die Sprache das Denken präge (insbesondere Humboldt 1836, 1838). Seine Sprachvorstellung wirkt noch immer nach (Trabant 2003), und man bezeichnet verschiedene Autoren zu Recht als „Humboldtianer“. Im deutschen Sprachraum zählen vor allem Leo Weisgerber (1933) und dessen Schüler Helmut Gipper (1972) zu dieser Traditionslinie.

Gerade in Phasen, in denen sich zwei benachbarte Nationen im Konflikt miteinander befinden, hat das etwas Unversöhnliches. Wenn man eh, aufgrund der jeweils anderen Sprache, unterschiedlich denkt, die Welt unterschiedlich bewertet, ist gegenseitiges Verständnis schwer herstellbar. Das Anders-Sein dominiert. In der Tat kann also bereits die Existenz dieser These zur Vorstellung führen, dass Verständigung nicht möglich sei.

So weit ist Wilhelm von Humboldt allerdings nicht gegangen; und auch diese sehr negative Konsequenz ist nicht zwangsläufig. Immerhin war Humboldt mit dem

Gedanken, dass Sprache (Sprachbestand wie Sprachgebrauch) und Weltverständnis miteinander zusammenhängen und es sprachabhängige Unterschiede gebe, nicht allein.

Ein anderer prominenter Vertreter dieser Vorstellung war Franz Boas. Boas wurde 1858 in Minden in Westfalen geboren und hatte eine beeindruckende Karriere als Sprachwissenschaftler und Ethnologe, die ihn bis zur Columbia University in New York führte. Phasenweise, das kann man wohl ohne Übertreibung sagen, war er der bekannteste Ethnologe und Sprachforscher weltweit. Boas galt als Vertreter des **Kulturrelativismus**: Jede Kultur sei nur aus sich selbst heraus zu verstehen. Aber auch bei Boas bedeutet das nicht notwendigerweise, dass Kultur und Sprache immer antagonistisch seien.

Auch nicht bei seinen Schülern, etwa bei Karl August Wittfogel, 1896 ebenfalls in Deutschland geboren und ebenfalls mit einer späteren Karriere in den USA. Auch ihm ging es nicht zwangsläufig um kulturelle Gegensätze. Aber wie sehr das doch mitklang für den, der dieses Mitklingen hören wollte, zeigt die Tatsache, dass sich später Samuel Huntington in seinem „Kampf der Kulturen“ ausdrücklich auf Wittfogel berufen hat.

Boas hatte viele weitere prominente Schüler. Ein anderer war Edward Sapir, der wiederum einen Schüler namens Benjamin Lee Whorf hatte. Whorf war zunächst als Gutachter für eine Feuerversicherung tätig gewesen, bevor er bei Sapir studierte und sich Indianersprachen zuwandte.

Bereits in seiner Zeit als Versicherungsagent war ihm aufgefallen, dass sprachliche Äußerungen das Verhalten beeinflussen können. Eine solche Erfahrung machte er in einem Unternehmen, in dem Benzinfässer gelagert wurden. In einem Lagerraum befanden sich volle Fässer; im Raum daneben die leeren Fässer. Whorf beobachtete, dass sich die Arbeiter des Unternehmens im Raum mit den „leeren“ Fässern viel sorgloser verhielten, obwohl wegen der leeren oder fast leeren Fässer entflammbare Dämpfe im Raum schwebten. Dies war also der eigentlich gefährliche Raum, nicht der andere mit den verschlossenen „vollen“ Fässern – und dennoch rauchten die Arbeiter in diesem Raum, während sie sich im Raum mit den „vollen“ Fässern sehr verantwortungsbewusst und sorgfältig verhielten.

Nun könnte man meinen, dass es in dieser Geschichte eigentlich nicht um Wörter gehe, sondern um Wissen – das natürlich wortbasiert übermittelt wird. Whorf hatte aber den Eindruck, dass die grundsätzlichen Kenntnisse (etwa über entflammbare Dämpfe im Umfeld von Benzinfässern) schon vorhanden waren, zumindest theoretisch. Es sei in der Tat das Wort *leer* gewesen, dass das sorglose Verhalten verursacht hatte. *Leer* werde mit ‚ungefährlich‘ gleichgesetzt.

Ähnlich ist es bei einem anderen Fall gewesen, den Whorf geschildert hat. Ein Arbeiter, dessen Muttersprache nicht Englisch war, hat eine Flasche neben eine Heizung deponiert, obwohl auf der Flasche zu lesen war, der Inhalt sei *highly inflammable*. Er kannte das Wort *flammable*, also brennbar, und dachte, *inflammable* bedeute dann

unbrennbar. Natürlich hat die Sprache hier sein Verhalten beeinflusst, aber war es nicht sogar eher ein falscher Umgang mit der Sprache, ein simpler lexikalischer Fehler dieses Mannes?

Als sich Whorf dann nach seinem Studium bei Edward Sapir mit Indianersprachen beschäftigte, gab es weitere Indizien, die ihn immer mehr zur Überzeugung brachten, dass es umgekehrt sei – es seien die (und sei es nur: die vom Sprecher so verstandenen) sprachlichen Möglichkeiten, die das Denken prägten, und nicht umgekehrt. Dabei spiele nicht nur das Vokabular eine Rolle, sondern auch die Grammatik – das Sprachsystem insgesamt. Dies vor allem führte Whorf zur Formulierung seines sprachlichen Relativitätsprinzips.

Whorf kam auf den Gedanken, als er sich mit der Sprache der Hopi-Indianer befasste. Dort hatte er den Eindruck, dass das Verständnis der Zeit grundlegend anders sei als in seiner Muttersprache, dem Englischen. Beispielsweise gebe es keine Substantive, die sich auf Zeiteinheiten beziehen, also abzählbare Instanzen wie *zwei Tage* oder *fünf Jahre*. Auch könne das Verb keine Tempora abbilden. Folglich, so Whorf, könnten die Hopi auch keine zeitlichen Prozesse beschreiben – und eben auch nicht denken. Whorf schloss daraus, dass die Hopi keine allgemeine Vorstellung von Zeit als einem fließenden Kontinuum hätten, das in der Vergangenheit beginnt und über die Gegenwart in die Zukunft übergeht (Whorf 1956: 57). Daraus leitet er den Begriff der sprachlichen Relativität ab: Die Art, wie Sprachen Informationen über die Welt codierten, präge das kulturelle Weltbild der Sprecher. Diese Theorie wird nach Benjamin Lee Whorf und seinem Lehrer Edward Sapir als **Sapir-Whorf-Hypothese** bezeichnet. Sie besagt, dass das Denken von der Sprache geformt wird, von den Wörtern, aber auch von der Grammatik. Ein Sprachsystem determiniert die Denkstrukturen (und auch Denkmöglichkeiten) seiner Sprecher (demnach auch: Sprachdeterminismus). Menschliche Erkenntnis ist nur relativ zu den systematischen Möglichkeiten der jeweiligen Einzelsprache möglich. Die Sapir-Whorf-Hypothese bedeutet auch, dass fremdsprachliche Texte nie ganz korrekt übersetzt werden können, dass man Menschen, die mit einer anderen Sprache aufgewachsen sind, nie wirklich ganz verstehen können wird.

Auch andere Boas-Kollegen und Schüler und wiederum die von ihnen beeinflussten Autoren fanden die Idee vom sprachlichen Relativitätsprinzip überzeugend. So lebte auch der französische Anthropologe und Ethnologe Claude Lévy-Strauss eine zeitlang in New York und war vom Boas-Kreis fasziniert und beeinflusst. Lévy-Strauss wiederum beeinflusste unter anderem den französischen Semiotiker Roland Barthes. Barthes hat die These vom sprachlichen Relativitätsprinzip am pointiertesten formuliert. Er sagte, Sprache sei „faschistisch“ (1978), das ist natürlich eine sehr provozierende Aussage. Warum wählt Barthes das Wort *faschistisch*? Nun, Sprache beeinflusse uns, unser Denken und unseren Umgang mit unserer Umwelt, mit unseren Mitmenschen auf totalitäre Art und Weise. Nicht nur, weil sie uns hindert, manches zu sagen und damit auch zu denken, sondern vor allem auch umgekehrt: weil sie uns zwingt, manche Dinge zu sagen (preiszugeben).

Das Beispiel, das Barthes These verdeutlicht: Im Englischen heißt es: *I had dinner with a friend*. In anderen Sprachen aber muss man beichten, welches Geschlecht *a friend* hat; das gilt natürlich insbesondere auch fürs Deutsche. Man kann, so Barthes, nur sagen: *Ich aß mit einem Freund zu Abend* oder *Ich aß mit einer Freundin zu Abend*. Nichts anderes – oder man muss lügen. Die jeweilige Sprache zwingt einen, etwas preiszugeben, das man vielleicht gar nicht preisgeben möchte.

Aber gerade an diesem Beispiel wird deutlich, dass es so eindeutig doch nicht ist. Denn die Sprache erlaubt einem eben doch, sich aus dem Dilemma zu befreien. Man könnte etwa berichten: *Ich war noch etwas essen*. Natürlich kann dann immer noch die Nachfrage kommen: *Mit wem?* Aber diese Nachfrage könnte in England ebenso kommen. In jedem Fall kann man mit der Sprache souveräner umgehen, als es die bombastisch klingende These von der faschistischen Sprache vermuten lässt. Sie zwingt einen doch nicht so ausschließlich und so dramatisch, wie die Vertreter des sprachlichen Relativitätsprinzip meinen.

Das sagt übrigens auch Roland Barthes selbst, und er macht einen feinen Unterschied. Der Normalfall ist das totalitäre System der Sprache, aber wenn man sich davon befreit, ist es Literatur. Man braucht dazu Kreativität; Literatur hilft, sich vom Zwang der Sprache zu lösen.

Und es gibt Beispiele aus der Literatur selbst, die das ähnlich sehen. Am Bekanntesten ist der Roman „1984“ von George Orwell. Es ist ein dystopischer Roman, den Orwell im Jahr 1948 geschrieben hat und der eine damals noch etwas entfernte Zukunft beschreibt. Orwell hat einfach die Zehner- und die Einerstelle umgedreht; so fand er den Titel des Romans, den er 1948 geschrieben hat: 1984. In jedem Fall geht es um ein totalitäres politisches Regime, das das Denken der Bürger kontrollieren möchte. Zu diesem Zweck werden Veränderungen in der Sprache durchgesetzt, das sogenannte Neusprech. Der Ausdruck „Neusprech“ (englisch: *Newspeak*) bezeichnet eine Sprache, in der vor allem die Semantik, also das Bedeutungsspektrum der Wörter verändert wurde – es wurde verringert, reduziert, um die Kommunikation in enge, kontrollierte Bahnen zu lenken. Somit verlieren Wörter einen Teil ihrer Bedeutung. Es gibt in Neusprech zwar noch das Wort *frei*, jedoch nicht im Sinne von ‚politisch frei‘, sondern nur von ‚ohne‘ (z. B. *Der Hund ist frei von Flöhen*).

Gefühlsbetonte Wörter (wie *wunderbar* oder *erstklassig*) werden durch Zusammensetzungen wie *gut-plusgut-doppelplusgut* abgelöst, *schlecht* wird ersetzt durch *ungut*. „Altsprech“ sollte bis 2050 eliminiert sein; zur Zeit der Romanhandlung, eben 1984, ist dies noch nicht ganz der Fall.

Die dahinterstehende Vorstellung ist auch hier: Man kann Widerstand nicht einmal denken, wenn die Worte dazu fehlen.

Aber es stimmt auch hier nicht, im Roman „1984“. Der Protagonist Winston verliebt sich. Um seine Liebe zu leben, will er aus dem Zwangssystem des Staates ausbrechen; eigentlich (zunächst) nur punktuell, aber er funktioniert eben nicht mehr so, wie der totalitäre Staat will. Liebe ist anarchisch. Der Staat bricht ihn dann als

Persönlichkeit; das ist sehr dramatisch. Aber in unserem Kontext ist wichtig: Wenn es notwendig wird, etwas zu denken oder zu leben, das der Sprache zuwiderläuft, dann tut man dies. Ein politisches System mag faschistisch sein, und es kann versuchen, sich der Sprache zu bedienen. Aber so weit, dass die Sprache ganz und total unser Denken prägen würde, so weit geht es nicht, so weit geht es nie.

Und so wurde der Begriff vom sprachlichen Relativitätsprinzip langsam wieder fallengelassen; die Sapir-Whorf-Hypothese als zumindest überspitzt und zumindest in dieser Überspitzung falsch abgelehnt. Zumal auch noch deutlich wurde, dass selbst die Hopi-Indianer, die laut Whorf ja über keinen physikalischen Zeit-Begriff verfügen sollten, doch auch – wenngleich mit anderen sprachlichen Mitteln – Aussagen zum Zeitverlauf tätigen können (Malotki 1983).

3. Kurzfristige und kleinteilige Effekte

All das bedeutet aber nicht, dass alle Argumente für die Wirksamkeit von Sprache obsolet seien. Sonst gäbe es keine Rhetorik, keine Werbung. Und so werden auch immer wieder neue Effekte gefunden, die zeigen, dass Sprache zumindest kurzfristig und in überschaubaren Grenzen doch starke Wirkungen haben kann.

Zum Beispiel wird Sprache im Gehirn mit Körpereffekten gekoppelt. Die Vernetzungen in unserem Kopf sind enger und gehen fließender ineinander über, als zunächst erwartet wurde; man spricht deshalb auch von „embodied embedded cognition“ (Gallagher 2005, Barsalou 2008). Die Koppelung reicht so weit, dass unsere Bewegungen langsamer werden, wenn wir das Wort *langsam* oder das Wort *Schildkröte* hören, und wir uns umgekehrt schneller bewegen, wenn das Wort *schnell* fällt (Matlock 2004); wir erleben sogar die Bewegungen unserer Mitmenschen jeweils ein bisschen anders, wenn wir die jeweiligen Vokabeln gehört haben, und schätzen sie jeweils etwas langsamer oder schneller ein als Probanden einer Kontrollgruppe, die die entsprechenden Vokabeln nicht gehört hatten (Aarts/Dijksterhuis 2002). Oder: Wir lehnen uns zurück, wenn wir das Wort *Vergangenheit* hören, werden aber aktiv und lehnen uns vor, wenn das Wort *Zukunft* fällt (Miles/Nind/Macrae 2010). Mehr noch, nicht nur die Körperhaltung ist betroffen, auch das Verhalten. Hat man einen Text gelesen, in dem das Wort *höflich* erscheint, ist man auch im Verhalten höflicher (Bargh/Chen/Burrows 1996).

Zudem wirkt sich der Sprachgebrauch, also die richtige Wortwahl, aber auch grammatische Strukturen auf das Verhalten und beispielsweise darauf aus, was wir beobachtet zu haben glauben. Wenn man den Satz sagt: *Hans wollte das Vogelhaus reparieren. Er schlug auf den Nagel, als sein Vater hinzukam*, glauben anschließend viele Befragte, irgendwo das Wort *Hammer* gehört zu haben – jedenfalls deutlich mehr, als wenn der Satz hieß: *Hans wollte das Vogelhaus reparieren. Er suchte den Nagel, als sein Vater hinzukam* (Bransford/Johnson 1976). Selbst Gefühle werden sprachlich mitbestimmt. So ist *die Brücke* im Deutschen weiblich, im Französisch aber männlich:

le pont. Bezüglich eines Fotos der höchsten Brücke Europas, des Viaduc de Millau, der eine Höhe von 270 Metern aufweist, hat man nun Probanden gefragt, wie man das Bauwerk am besten beschreiben kann. Offenbar entschieden sich die meisten Franzosen für eher männliche Eindrücke wie *kräftig* oder *gigantisch*; die Deutschen hatten Assoziationen wie *elegant* oder *schön*. Ähnlich ist es auch im Spanischen mit *el ponte*. Umgekehrt heißt *der Schlüssel* auf Spanisch *la llave*, und ein Schlüssel wird von Spaniern dann viel häufiger als komplex, niedlich oder gar klein beschrieben, während die Deutschen einen Schlüssel eher als hart, schwer und schroff empfanden (Boroditsky/Schmidt/Phillips 2003). Ich habe mich auch immer gefragt, wieso sich ein so machtbewusster und auch brutaler Monarch wie Ludwig XIV *Sonnenkönig* nannte, verbinde ich, als Deutscher, die Sonne doch mit Wärme, Licht, Wachstum. Aber ja, im Französischen heißt es *der Sonne* (*le soleil*), das passt eher zum großen Kriegsführer. Er denkt beim Begriff *Sonne* vermutlich nicht an Wärme und Wachstum, sondern eher an Kraft und Macht.

Noch eindrucksvoller ist das Beispiel, wie Sprache bei der australischen Aborigines-Gruppe der Kuuk Thaayorre wirkt. Ihre Sprache hat offenbar keine Bezeichnungen für links und rechts, sondern nennt die konkreten Himmelsrichtungen, also West oder Ost. *Da ist eine Ameise neben deinem nach Süden weisenden Bein – Stell die Tasse nach Nordwesten*. Es ist also ständig eine räumliche Orientierung notwendig, mit der Konsequenz, dass die Sprecher der entsprechenden Sprache eine außerordentliche Orientierungsfähigkeit und ein eindrucksvolles räumliches Vorstellungsvermögen haben. Führt man sie durch verwinkelte Kellerräume eines Gebäudes, wissen sie trotzdem fast immer, wo Nord und Süd, Ost und West sind. Kein Europäer könnte das leisten!

Schließlich wirkt sich Sprache sogar auf Risikoabschätzungen aus. Wenn Probanden beispielsweise entscheiden sollen, ob bei schwerkranken Patienten eine Intervention durchgeführt werden soll, entschieden sie mehrheitlich für den Eingriff, wenn ihnen gesagt wurde, dass die Überlebenschance bei neunzig Prozent liege. Sagt man ihnen aber, dass es ein Sterberisiko von rund zehn Prozent gäbe, entschieden sie sich mehrheitlich dafür, vor einem solchen Eingriff abzuraten (Kahneman 1991). Die eingangs erwähnte Elisabeth Wehling schließt daraus, dass Menschen sich ihre Meinung eben nicht vorrangig aufgrund der reinen Faktenlage bilden. Sonst hätte die Zuspitzung auf die „sprachlich angebotenen Frames von Sterben und Leben“ die Entscheidung nicht so sehr beeinflussen dürfen. Wehling sagt: „Nun, genau das taten sie aber. Sie entschieden sich aufgrund der Frames, nicht aufgrund einer rationalen Einschätzung der Fakten“ (2016: 46).

Sicher, all dies ist sehr kleinteilig, aber all dies ähnelt doch wieder der Ausgangsbeobachtung von Benjamin Lee Whorf, wonach Sprache mehr ist als nur Informationstransfer und sogar Auswirkungen auf unser Denken hat. Bemerkenswerterweise vermeiden heute die meisten Forscher den Verweis auf Sapir und Whorf, denen noch immer die Kritik der früheren Debatten anhaftet – obwohl die heutigen Forscher inhaltlich oft gar nicht so weit von Sapir und Whorf entfernt sind.

4. Was also gilt nun?

Dass es eine Korrelation zwischen Lexik und Weltwissen gibt, ist immer wieder thematisiert worden und steht bereits als Grundgedanke am Anfang der Semantik (Bréal 1896, vergleiche auch Giessen/Lüger 2012). Charles J. Fillmore (1968, 1976) und später Erwin Goffman (1974) haben darauf hingewiesen, dass man ohne sogenannte Wissensrahmen – also Frames – kaum erfolgreich miteinander kommunizieren kann, da jeweils viele Informationen nicht expliziert werden (können). Sie sind jedoch in der Regel aufgrund gemeinsamer Erfahrungen bei allen Teilnehmern eines Kommunikationsprozesses vorhanden; wenn sie nicht vorhanden sind, ist das Verstehen nicht möglich. Ein langjähriger Kollege und Mitarbeiter Fillmores, George Lakoff betont daher (gemeinsam mit Mark Johnson: Lakoff/Johnson 1980), dass alle Menschen zwangsläufig in Metaphern denken. Dies geschehe in der Regel nicht bewusst, sei aber gerade deshalb bedeutsam.

Die Gegenposition vertritt beispielsweise Mark Liberman von der University of Pennsylvania: Auf den ersten Blick scheine dies zu stimmen. Aber obwohl auf der einen Seite die Sprache das Denken bestimmt, bestimmt die Art, wie wir denken, auch die Sprache, und unsere Lebensbedingungen prägen beides, Denken wie Sprache. Wenn sich etwas Neues entwickelt, können wir das in der Regel schon durch eine Neuverwendung oder Neukombination existierender Wörter ausdrücken.

Im Übrigen gibt es auch empirische Forschungsarbeiten, die die Grenzen des Einflusses von Sprache zeigen. Ein Beispiel: die letzten Europaspiele, die in Baku, Aserbeidschan, beziehungsweise in Minsk, Weißrussland stattfanden – also jeweils in Ländern, die als Diktaturen beschrieben werden können. Es wurden Zeitungsartikel untersucht, die aus Anlass der Spiele erschienen sind, die sich aber nicht mit den sportlichen Ereignissen befassen, sondern die Spiele zum Anlass für eine politische oder allgemeine Berichterstattung über das jeweilige Land (Aserbeidschan beziehungsweise Weißrussland) genutzt haben. Es handelte sich um jeweils die wichtigsten Tageszeitungen aus den deutschsprachigen und den englischsprachigen Ländern Europas, also englischsprachige Zeitungen aus Großbritannien und Irland sowie deutschsprachige Zeitungen aus Deutschland, Österreich und Luxemburg – also alles westliche Demokratien. Dabei zeigte sich, dass in allen Artikeln bestimmte Begriffe auftauchten, etwa der von der „Diktatur“ oder dem „diktatorischen Regime“, oder, weitgehend analog, vom „autoritären Herrscher“. Dennoch – und trotz der überall identisch verwendeten Begriffe – war die Tendenz der Artikel jeweils sehr unterschiedlich, und zwar in Abhängigkeit zum Erscheinungsstaat und nicht, was mir besonders bemerkenswert erscheint, in Abhängigkeit zur politischen Positionierung der jeweiligen Zeitung (also zum Beispiel, ob die jeweilige Zeitung eher konservativ oder eher links ausgerichtet ist). Auch die Zeitungskategorie scheint nicht ausschlaggebend zu sein, also ob die Zeitung zur Qualitätspresse zählt oder ob es sich um ein Boulevardblatt handelt. Der einzige die jeweilige Einschätzung begründende Unterschied lag also im Herkunftsland der Zeitung und

scheint daher von den nationalen Narrativen abzuhängen. Zum Beispiel (Giessen 2017) verwendete die „Irish Times“ die gleichen (englischsprachigen) Konzepte wie der britische „Guardian“ bezüglich der Spiele in Baku (wie „authoritarian regime“), lobte jedoch die gute Organisation, während der „Guardian“ das politische System Aserbaidschans in einem Ausmaß anprangerte, dass sogar sein Reporter aus dem Land ausgewiesen wurde. In ähnlicher Weise beklagten deutsche und vor allem österreichische Zeitungen Aserbaidschans politisches System und diskutierten, ob man dorthin wirklich solche Wettkämpfe vergeben darf, während die luxemburgische Presse überlegte, die nächsten Spiele gleich wieder dort abzuhalten, weil alles so gut funktioniere – und das, wie gesagt, übergreifend, im christdemokratisch ausgerichteten „Luxemburger Wort“ wie im eher sozialdemokratischen „Tageblatt“. Das gleiche Vokabular – autoritär, diktatorisch –, die gleiche Sprache verhindert also nicht unterschiedliche Bewertungen. Langfristige kulturelle Aspekte scheinen wichtiger zu sein, selbst in Verbindung mit den gleichen sprachlichen Ausdrücken.

Wie auch immer, schon Edward Sapir selbst hat gesagt, dass die Sprache es ermöglicht, alles, was ein Sprecher/Nutzer sagen möchte, in der Tat auch ausdrücken zu können. Und immerhin, dies vielleicht als ganz langfristiges und „großes“ Argument, haben sich aus einer Sprachfamilie, der indoeuropäischen, zu der auch Deutsch gehört, deren Einzelsprachen also im Vokabular und der Grammatik ursprünglich sehr ähnlich waren, durch kulturelle Einflüsse so unterschiedliche Wertvorstellungen, Philosophien, Weltkonzepte wie der Hinduismus, das Christentum oder der Existenzialismus durchgesetzt beziehungsweise gar entwickelt. Die Sprache hat dies also, zumindest, nicht verhindert.

Es ist mithin von großer Bedeutung, zu untersuchen, in welchen Metaphern man denkt; metaphorische Kreativität lässt sich aber ebenfalls immer wieder beobachten. Schließlich: Wenn man, wie Elisabeth Wehling, um auf sie noch einmal zurückzukommen, ein „Framing Manual“ für eine **gute Sache** schreibt, heißt das auch, dass man sich eben zumindest auf der Metaebene doch über die Macht der Sprache hinwegsetzen kann, dass man mit Hilfe des Manuals Einstellungen verändern kann. Wenn es nur Frames gäbe, wäre sprachbasierte Aufklärung über Sprache unmöglich und wirkungslos. Elisabeth Wehling betreibt aber Aufklärung. Das geht nur, wenn man **mit** Sprache auch sprachbasierte Unkenntnis und **Unmündigkeit** überwinden kann.

Ja: Oft ist Sprache festgeformt, im Gehirn fest verdrahtet, aber ganz starr ist sie eben auch nicht.

Literaturverzeichnis

AARTS, Henk und Ap DIJKSTERHUIS. „Category Activation Effects in Judgement and Behaviour: The Moderating Role of Perceived Comparability“. *British Journal of Social Psychology*, No. 41, 2002: 123–138. Print.

- BARGH, John A., Mark CHEN und Lara BURROWS. "Automaticity of Social Behaviour: Direct Effects of Trait Construct and Stereotype Activation in Action". *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 71, 1996, 230–244. Print.
- BARSALOU, Lawrence W. "Grounded Cognition". *Annual Review of Psychology*, Vol. 59, 2008: 617–645. Print.
- BARTHES, Roland. *Leçon*. Paris: Éditions du Seuil, 1978. Print.
- BOAS, Franz. *Race, Language, and Culture*. New York: Macmillan, 1940. Print.
- BORODITSKY, Lera, Lauren A. SCHMIDT und Webb PHILLIPS. "Sex, Syntax, and Semantics". *Language in Mind. Advances in the Study of Language and Cognition*. Hrsg. Dedre Gentner und Susan Goldin-Meadow. Cambridge: Cambridge University Press, 2003, 61–80. Print.
- BRANSFORD, John D. und Marcia K. JOHNSON. "Contextual Prerequisites for Understanding: Some Investigations of Comprehension and Recall". *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior*, Vol 11, No. 6, 1976: 717–726. Print.
- BRÉAL, Michel. *Essai de sémantique: science des significations*. Paris: Hachette, 1896. Print.
- FILLMORE, Charles J. "The Case for Case". *Universals in Linguistic Theory*. Hrsg. Emmon Bach und Robert T. Harms. New York: Holt, Rinehart and Winston, 1968, 1–88. Print.
- FILLMORE, Charles J. "Frame semantics and the nature of language". *Annals of the New York Academy of Sciences*. Vol. 280. 1976, 20–32. Print.
- FLESSNER, Axel. „Die Bedeutung von Wilhelm von Humboldts Sprachdenken für die Rechtswissenschaft“. *200 Jahre juristische Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin: Geschichte, Gegenwart und Zukunft*. Hrsg. Stefan Grundmann, Michael Kloepfer und Christoph G. Paulus et al. Berlin, New York: de Gruyter, 2010, 873–898. Print.
- GALLAGHER, Shaun. *How the Body Shapes the Mind*. New York: Oxford University Press, 2005. Print.
- GIESSEN, Hans W. „Die ersten Europaspiele. Berichterstattung jenseits des Sportereignisses – argumentative Muster und sprachliche Schematismen“. *Text und Diskurs*, Vol. 10, 2017: 141–167. Print.
- GIESSEN, Hans W. und Heinz-Helmut LÜGER. „Michel Bréal, une carrière interdisciplinaire“. *Entre la France et l'Allemagne: Michel Bréal, intellectuel engagé*. Hrsg. Hans W. Giessen, Heinz-Helmut Lüger und Bernard Weigel. Limoges: Lambert-Lucas, 2021, 11–19. Print.
- GOFFMAN, Erving. *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*. London: Harper and Row, 1974. Print.
- GIPPER, Helmut. *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese*. Frankfurt am Main: Fischer, 1972. Print.
- HÖLDERLIN, Friedrich. „Ode an die Deutschen“. *Sämtliche Gedichte*. <https://www.textlog.de/17780.html>. 3.1.2021.
- HOFSTEDE, Geert. *Culture's Consequences: International Differences in Work-Related Values*. 2 Revised edition. Beverly Hills: Sage. 2003, Print.
- HOVLAND, Carl I. Arthus A. LUMSDALE und Fred D. SHEFFIELD. *Experiments on Mass Communication: Studies in Social Psychology in World War II*. Princeton: Princeton University Press, Volume III, 1949, Print.
- HOVLAND, Carl I., Irving L. JANIS und Harold H. KELLEY. *Communication and Persuasion: Psychological Studies of Opinion Change*. New Haven: Yale University Press, 1953, Print.
- HUMBOLDT, Wilhelm von. „Über den Nationalcharakter der Sprachen“. *Gesammelte Schriften*. Band 4. Hrsg. Albert Leitzmann. Berlin: Behr. 1822. Print.
- HUMBOLDT, Wilhelm von. *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Gedruckt in der der Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 1836. Print.

- HUMBOLDT, Wilhelm von. *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin: Gedruckt in der der Druckerei der Königlichen Akademie der Wissenschaften; drei Bände, 1838. Print.
- HUNTINGTON, Samuel P. *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*. New York: Simon & Schuster, 1996. Print.
- KAHNEMAN, Daniel. "Judgement and Decision Making: A Personal View". *Psychological Science*, Vol. 2, No. 3, 1991: 142–145. Print.
- KANT, Immanuel. „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“. *Berlinische Monatsschrift*, Heft 12, 1784: 481–494. Print.
- LAKOFF, George und Mark JOHNSON. *Metaphors We Live By*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press, 1980. Print.
- MALOTKI, Ekkehart. *Hopi Time. A Linguistic Analysis of the Temporal Concepts in the Hopi Language*. Berlin, New York, Amsterdam: Mouton, 1983. Print.
- MATLOCK, Teenie. "Fictive Motion as Cognitive Simulation". *Memory and Cognition*, Vol. 32 No. 8, 1389–1400: 2004. Print.
- MILES, Lynden K., Luise K. NIND und C. Neil MACRAE. "Moving Through Time". *Psychological Science*, Vol. 21, No. 2, 2010: 222–223. Print.
- ORWELL, George. *Nineteen Eighty-four. A Novel*. London: Secker & Warburg, 1949. Print.
- SAPIR, Edward. *Language. An Introduction to the Study of Speech*. New York: Harcourt Brace, 1921. Print.
- TRABANT, Jürgen. *Europäisches Sprachdenken. Von Platon bis Wittgenstein*. München: Beck, 2003. Print.
- WEISGERBER, Leo. *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur*. Heidelberg: Winter, 1933. Print.
- WEHLING, Elisabeth. *Politisches Framing*. Köln: Herbert von Harlem, 2016. Print.
- WEHLING, Elisabeth. *Framing Manual. Unser gemeinsamer, freier Rundfunk ARD*. 2019. https://cdn.netzpolitik.org/wp-upload/2019/02/framing_gutachten_ard.pdf. 30.7.2019.
- WHORF, Benjamin Lee. *Language, Thought, and Reality*. Boston, Mass.: MIT Press, 1956. Print.
- WITTFOGEL, Karl August. *Oriental Despotism: a Comparative Study of Total Power*. Yale: Yale University Press, 1957. Print.

ZITIERNACHWEIS:

- GIESSEN, Hans. „Sind wir Opfer der Sprache?“, *Linguistische Treffen in Wrocław 20, 2021 (II)*: 57–68. DOI: <https://doi.org/10.23817/lingtreff.20-3>.